

Die Bergquartale

Montanhistoriker, Leser bergbaugeschichtlicher Aufsätze und Sammler von Bergbaueprägungen müssen sich oft mit dem Begriff und der Bedeutung der „Bergquartale“ vertraut machen, um die Akten auswerten und die Aufschriften auf Münzen deuten zu können. Das „Lexikon der Münzabkürzungen“ von W. Holtz (München 1881) enthält zwar einen ausführlichen Absatz „Bergquartale“, der sich aber ganz auf die Braunschweig-Lüneburger Herzogtümer bezieht und auch einige bergrechtliche Details nicht ganz richtig darstellt. Daher soll an dieser Stelle eine Reihe weiterer Informationen Kenntnisse über die Bergquartale vermitteln.

Im Bergbau aller Reviere Deutschlands und der Donaumonarchie wurde spätestens nach Beginn des 16. bis zur Mitte des 19. Jh. nach Bergquartalen gerechnet. Auf diese 13 Wochen umfassenden Zeiträume waren alle Zahlungen der Löhne, Zubaßen sowie Ausbeuten, der Abgaben wie Stollengelder (sog. Quatembergelder), des Zehnten u. a. ebenso abgestellt wie z. B. die Angaben über die Erzförderung, die Metallerzeugung und die Silberlieferungen.

Im Oberharz, wo auch die zivile Verwaltung den Bergämtern unterstellt war, sind ferner alle Berichte und Sitzungsprotokolle nach den Wochen der Bergquartale datiert. In vielen deutschen Münzstätten war es außerdem üblich, auf den Ausbeutetälern das Quartal des Beginns oder Wiederbeginns der Ausbeute zu nennen. Jedoch waren die geprägten Stückzahlen so gering, daß den Gewerken nur ein ganz geringer Teil der ihnen zustehenden Ausbeute in diesen Stücken gezahlt werden konnte.

Die vier Bergquartale entsprachen den Quartalen des Kirchenjahres. Sie waren benannt nach den je drei Fastentagen in den vier Fasten- oder Quatemberwochen der vier Jahreszeiten, die am Ende des jeweiligen Quartals lagen, und zwar beim 1. und 2. Quartal unmittelbar vor, beim 3. und 4. unmittelbar nach den nachstehend genannten Festtagen:

1. Reminiscere (Winterquartal), beginnend am 1. Advent, benannt nach dem 5. Sonntag vor Ostern, und am Samstag vor ihm endend. Anschließend begann
2. Trinitatis (Frühlingsquartal), benannt nach dem 1. Sonntag nach Pfingsten.
3. Crucis (Sommerquartal), benannt nach dem 14. September, dem Fest der Kreuzerhöhung (exaltatio crucis, der Wiederaufrichtung des 320 aufgefundenen Kreuzes Christi in der Kreuzeskirche in Jerusalem).
4. Luciae (Herbstquartal), benannt nach der hl. Lucia; ihr Märtyrertod im Jahre 304 in Syracus wird am 13. 12. gefeiert. Als Lichtheilige stand sie den Bergleuten besonders nahe. Das Quartal Luciae endete am Samstag vor dem 1. Advent; dann begann wieder Reminiscere.

Berg- und Kirchenquartale stimmten also nicht mit den Kalendervierteljahren überein.

Die Quatember waren ebenso wie die hohen kirchlichen Feste so tief im Volk verwurzelt, daß sie nach der Reformation auch in den protestantischen Ländern beibehalten wurden. Die Rechnung nach Kirchenquartalen spielte aber im kirchlichen Leben beider Konfessionen im Gegensatz zum bergbaulichen Betrieb nur eine völlig untergeordnete Rolle. Die Kirchenquartale tragen auch nicht die oben genannten Namen der Bergquartale; diese sind vielmehr dem Bergbau eigentümlich. Die Lage der Bergquartale ist nur für Braunschweig-Lüneburg genau bekannt. Hier, in den Bergrevie-

Überschrift einer Abrechnung des Goslarer Münzmeisters Schlanbusch vom Jahre 1623

ren des Harzes mit den wichtigsten deutschen Silbergruben und den umfangreichsten archivalischen Quellen, liefen die Bergquartale nur annähernd mit den Kirchenquartalen, aber nicht genau. Sie dauerten nämlich 13 Wochen, also 91 Tage: 4 Bergquartale ergaben mithin 364 Tage. Das Kirchenjahr hat aber, ebenso wie das Kalenderjahr, einen Tag mehr. Dadurch verschoben sich die Bergquartale im Harz jährlich um einen Tag, in Schaltjahren um zwei Tage gegenüber den Kirchenquartalen. Um beide wenigstens etwas wieder in Übereinstimmung zu bringen, gab man in Braunschweig-Lüneburg vor 1600 in insgesamt acht Jahren einem der Bergquartale nicht 13, sondern 1–2 Wochen mehr oder weniger. Im 17. und 18. Jh. wurden dagegen nach Luciae 1673 und nach Luciae 1746 je ein Berg-Nebenquartal eingeschaltet; später erfolgte ein wöchentlicher Ausgleich alle 5–6 Jahre. Der Vollständigkeit halber sei ferner erwähnt, daß die Bergquartale im Einseitigen Harz 14 Tage früher begannen und endeten als im Kommunionharz. Wann dieser Unterschied anfang und welches der Grund hierfür war, ist nicht bekannt (vgl. Calvör, H.: Historische Nachricht von der Unter- und gesamten Ober-Harzischen Bergwerke, Braunschweig 1765, S. 181, sowie Gatterer, C. W. J.: Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen, 4. Teil, 1, Nürnberg 1792, S. 232).

Eine ähnliche Regelung wie in Braunschweig-Lüneburg ist aus dem Bergbau der Nassauer Fürstentümer, allerdings nur aus einer einzigen Quelle, überliefert (vgl. Simmersbach, F. M.: Geschichte des Siegerländer Bergbaus, Berlin 1881, S. 23). Aus den zahlreichen im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden befindlichen Abrechnungen der nassauischen Gruben nach Bergquartalen läßt sich diese Angabe nicht herleiten. Simmersbach gibt ebd. ferner an, daß in der preußischen Bergverwaltung die Abrechnungen bereits 1786 auf die Monate der Kalenderjahre umgestellt wurden. Im Nassauischen wurde dem Quartal Reminiscere alle sechs Jahre eine 14. Woche hinzugegeben, um die 4 Bergquartale zu 13 Wochen, also 364 Tage an die 365 Tage der Kalenderjahre wieder anzupassen.

Für die übrigen deutschen Bergbaureviere ergab sich dagegen aus der Literatur und aus Befragungen mehrerer Historiker bisher keine restlose Klarheit über die Lage der Berg- im Vergleich zu den Kirchen- und Kalenderquartalen. Man kann nur annehmen, daß hier Kirchen- und Bergquartale in der Regel zeitlich übereinstimmten; in der Rheinpfalz entsprachen die Bergquartale sogar vermutlich den Kalendervierteljahren (vgl. Breyer, M.: Die Geschichte des Bergrechts in der linksrheinischen Pfalz, Diss. München 1968, S. 62).

Überschrift einer Aufstellung über die Ablieferung von Silber aus dem Gladenbacher Bergbau an die Münze in Kassel vom Jahre 1564

In den Bergrevieren der ehemaligen Donaumonarchie sind keine Ausbeutetaler mit Angabe der Bergquartale geprägt worden. Das einzige dem Verfasser bekannte Dokument aus diesen Territorien, die „Austeilunge“, ein den Oberharzer Bergzetteln dem Namen und Inhalt entsprechende quartalsweise Bekanntgabe der Ausbeuten, sagt nichts über die Lage der Berg- zu den Kirchen- oder Kalenderquartalen aus. Auch Ernst, K. v.: Von Bergwerksmünzen, Wien 1885, S. 56, berichtet lediglich, daß im österreichischen Bergbau das Jahr früher in die vier Bergquartale eingeteilt war, ebenso wie in den deutschen Revieren.



Rückseite des fürstenbergischen Ausbeutetalers der Grube St. Wenzeslaus vom Jahre 1767, 42 mm

Die letzte Bergbauprägung mit der Angabe des Bergquartals ist die Medaille der sächsischen Grube Himmelfahrt samt Abraham auf die hohe Silbererzeugung in Reminiscere und Trinitatis 1847.

Dr.-Ing. Fritz Spruth, Recklinghausen

Salzbergwerk Dürnberg und Hallein

Wer nach Salzburg kommt, sollte nicht versäumen, in das etwa 16 km südlich gelegene Salzbergwerk Dürnberg bei Hallein einzufahren. Vom Eingang des Oberstein-Bergstollens (710 m ü.M.) geht es mit Förderwagen etwa 500 m in den Berg und anschließend zu Fuß zur ersten Schaustelle weiter. Pläne und Schnitte zeigen den geologischen Aufbau des Salzberges und das gesamte Stollensystem.

Die Lagerstätte erreicht eine Längenausdehnung von 1400 bis 1700 m, eine durchschnittliche Breite von 1000 bis 1200 m und eine Mächtigkeit von derzeit 350 bis 400 m. Da heute ca. 70 % der Lagerstätte unter bayerischem Hoheitsgebiet liegt, mußte die Salinenkonvention von 1829 bzw. 1957 den Bezug von Steinsalz und Salzsole durch Österreich regeln. Dafür und für die Einleitung von Süßwasser aus bayerischen Quellen müssen auf österreichischer Seite u. a. bayerische Arbeiter beschäftigt werden.

Durch Laufwerks- und Bohrloch-Solemethode gewinnt man jene gesättigte Rohsole, deren augenblickliche Menge je Jahr 270 000 m³ beträgt und die fast gänzlich von der Sudhütte der Salinenverwaltung Hallein zu Salz verarbeitet wird. Diese Verfahren werden auf dem weiteren Weg des Besuchers an einem eigens dazu eingerichteten Laufwerk demonstriert und durch Zeichnungen veranschaulicht. Zugleich beleuchten Zahlenangaben die

Stellung Halleins innerhalb der gesamten österreichischen Salzproduktion.

Nach der Abfahrt über eine Rutsche gelangt man zur zweiten Schaustelle. Sie bietet mit Dioramen, alten Werkzeugen und marmornen Epitaphien einen Einblick in die Geschichte des bis auf die Kelten zurückgehenden Salzbergbaus. Die vielen reichen Funde aus keltischer Zeit bei Dürnberg sind heute im obersten Stock des Keltenmuseums in Hallein versammelt. Bevor sich der Besucher nach der Ausfahrt dorthin begibt, sollte er einen Blick in das nahe dem Parkplatz beim Salzbergwerk gelegene kleine Bergbaumuseum werfen, um dort seine Kenntnisse von Gerätschaften des Bergbaus zu vertiefen.

Das Keltenmuseum ist durch die große Ausstellung von 1980 mit seinen vielen herrlichen Stücken international berühmt geworden. Doch ist weit weniger bekannt, daß die Räume dieses Hauses unter den Sammlungen zur Geschichte Halleins in mehreren Sälen überaus anschauliche Gemälde zur alten Salzgewinnung und zum Abtransport des Salzes salzachabwärts bieten. Fotografiert, mit erläuternden Texten versehen und im hellen Licht hoher Fenster präsentiert, wurden sie dem Halbdunkel der Wände entrissen und bieten in ihrer Folge eine glänzende historische Ergänzung zur Einfahrt in das Salzbergwerk. Leider gibt es von ihnen weder Postkarten noch Dias. Hinzu kommen alte Risse, Karten, Bilder und Modelle von Sudhäusern, Pumpwerken und Flußbauten, die wichtige zusätzliche Erkenntnisse vermitteln.

Ein eigener Raum ist den sog. Schoppern gewidmet, die die Zillen und kleinere Schiffe zum Salztransport herstellten. Der Bau dieser Schiffe und der hölzernen Salzfüßer, das Brennmaterial für die Sudhäuser, die Auszimmerung von Stollen und Schächten u. a. verschlang dermaßen viel Holz, daß die bei Hallein zum Auffangen der herangeflößten Mengen errichtete Rechenanlage die größte Europas gewesen sein soll. So ist es nicht verwunderlich, wenn Hallein seit dem Mittelalter den Salzträger in seinem Wappen führt. Er erinnert daran, daß ohne Salz das Essen nicht schmeckt.

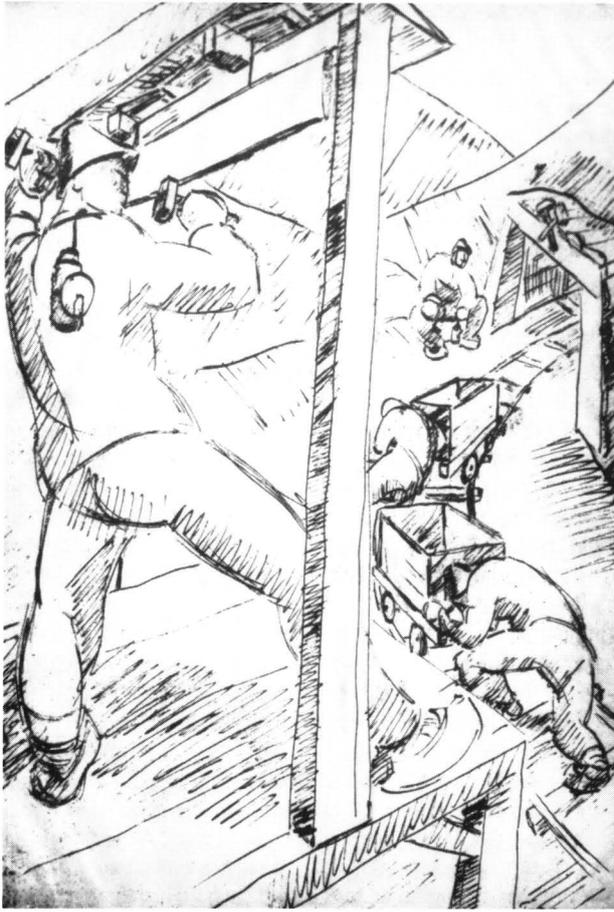
Prof. Dr. Ekkehard Westermann, Ettlingen

Vida Géza – der Künstler der rumänischen Bergleute

Bereist ein Freund der Kunst auf dem Gebiet des Bergbaus Siebenbürgen, und zwar den nördlichen Teil, wo schon im 14.–15. Jh. blühende Bergstädte wie Baia Mare (Neustadt), Baia Sprie (Mittelstadt) oder Cavnic (Oberstadt) standen, stößt er unvermeidlich auf den Namen Vida Géza, einen Künstlernamen, der jedem Bewohner der Marmarosch (Maramures) wohlbekannt ist, da der Bildhauer seine Motive fast ausschließlich aus dem Alltagsleben dieser Menschen geschöpft hat. Seine Werke wurden einem weiten Kreis zugänglich.

An diesen Künstler erinnert eine Reihe von monumentalen Skulpturen, von denen der „Rat der Alten“ hervorgehoben werden muß. Er ist vor dem Verwaltungsgebäude der Kreisbehörde in Baia Mare ausgestellt. Besonders bemerkenswert sind die „Märtyrer von Moisei“, die die Sicht der ganzen Umgebung beherrschen, und das Denkmal des rumänischen Helden Carei. In erster Linie sollte aber dieser Bildhauer als Künstler der Bergleute betrachtet werden, da das Motiv des Bergmanns in mannigfaltigem thematischem Repertoire bis in Vidas letzte Lebensjahre immer wieder auftaucht.

Die dem Bergmann und seinem Schaffen gewidmeten Skulpturen befinden sich heute in mehreren Museen im In- und Ausland.



Vida Géza: Tuschezeichnung, 1945

Doch um sich ein Bild über Vidas expressionistische Auffassung in seiner Holzplastik machen zu können, die insgesamt 220 Arbeiten umfaßt, genügt es für den Interessenten schon, das Kreismuseum Baia Mare oder die Kunsthistorischen Museen in Cluj-Napoca (Klausenburg) oder Bukarest zu besichtigen.

Vida Géza kam am 28. Februar 1913 in Baia Mare zur Welt, als achter Sohn des Grubenarbeiters Josef Vida und dessen Gattin Rozalia, geb. Krupitzer, die ihrerseits aus väterlicher Linie einer slowakischen Grubenarbeiterfamilie entstammt. Seine Großmutter mütterlicherseits, Ekatarina Păscui, war die Tochter eines Karrenläufers aus der Umgebung von Baia Mare.

Schon in den frühen Jahren (1920–1928) trat Vida als begabter Holzschnitzer hervor, konnte aber sein künstlerisches Talent nach Beendigung des Gymnasiums nicht weiterbilden und sah sich gezwungen, zwischen den Jahren 1928 und 1931 verschiedene Gelegenheitsarbeiten anzunehmen.

Im Jahr 1934 machten die Chroniken verschiedener Lokalzeitungen aus Baia Mare, wie z. B. „Bányai Lapok“ (Tageblatt aus Baia Mare) auf das Talent des jungen Bildhauers aufmerksam. In seinen Skulpturen erscheinen Waldarbeiter, Bauern und allegorische Darstellungen aus verschiedenen Regionen. 1935 schnitzte Vida sein erstes Hochrelief, in dem er Arbeitsszenen vor Ort darzustellen versuchte. Der Künstler scheint das Motiv richtig erfaßt zu haben. Diese Darstellungsart prägt sich, sozusagen als persönlicher Stil, in der Holzplastik des jungen Bildhauers ein. Ein Jahr darauf stellte Vida zum ersten Mal aus, u. a. auch eine Kleinplastik mit dem „Stehenden Bergmann“.

Als Mitglied der Rumänischen Kommunistischen Partei schon aus dem Jahre 1936 trat er gleich nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges in Spanien als Freiwilliger in die Internationalen Revolutionären Brigaden ein. Am 15. Oktober verließ er demzufolge heimlich

Vida Géza: Tuschezeichnung, 1945





Vida Géza: Standbild in Baia Mare, 1956

das Land, um zwei Jahre zusammen mit anderen rumänischen Freiwilligen an der Front von Madrid, in Andalusien, Aragon, am Ebro in Katalonien u. a. zu kämpfen. Die bildhauerischen Werke aus dieser Zeit sind nicht erhalten geblieben, weil es Vida unmöglich war, sie beim Überschreiten der Pyrenäen mitzunehmen. Am 10. Februar 1939 wurde er zusammen mit seinen rumänischen Kampfgenossen entwaffnet und in das Lager Nr. 7 von Saint-Cyprien eingeliefert. Aus dieser Zeit seines Aufenthaltes im Lager sind ca. 16 Linolschnitte erhalten geblieben, die offensichtlich den

Sozialprotest und den Freiheitskampf als Thema haben. Nach der Auflösung des Lagers von Argèles-sur-Mer im März 1941 wurde Vida zu Zwangsarbeit nach Schaffhausen im Schwarzwald überführt, von wo es ihm gelang, zu entkommen und in seine Heimat zurückzukehren.

Infolgedessen konnte er sich erst im Jahre 1942 für das Studium an der Budapester Kunstakademie bewerben, was ihm auch gelang. Er studierte bei Jenő Bari. Schon während seiner akademischen Ausbildung (1942–1944) ist in seiner Holzplastik der Bergmann gut vertreten. Auch im darauffolgenden Jahr wiederholt sich dieses Motiv in zwei Kleinplastiken: ein kauernder und ein stehender Bergmann mit der Grubenlampe. Zwei Jahre darauf gesellen sich hinzu ein Hochrelief, von dem nur noch die Skizze erhalten geblieben ist, und eine andere Skizze, in der im Hintergrund eine ausdrucksvolle Arbeitsszene mit dem Förderwagen dargestellt wird.

In einem Schreiben an seinen Freund Mihail Florescu, der damals soeben aus der französischen Widerstandsbewegung in die Heimat zurückgekehrt ist, äußert sich Vida am 1. September 1945, daß er sich in seinem künstlerischen Schaffen immer mehr dem Leben der Bergleute zuneigen würde.

1946 ist Vida mit einer Holzplastik, die einen Bergmann darstellt, zum ersten Mal bei der Ausstellung der plastischen Künstler aus Klausenburg vertreten. Im Maler- und Bildhauersalon derselben Stadt stellte der Künstler den „Kauernden Bergmann“ aus.

Seit 1948 finden seine Werke im Ausland immer mehr Anerkennung. Ab 1953 werden seine Plastiken in Moskau, Venedig, Budapest, Sofia, Paris, Belgrad, Bologna, London, Turin, Brünn und Kopenhagen ausgestellt. Der „Hockende Bergmann mit Handfeistel und Grubenlampe“ bleibt weiterhin das bevorzugte Motiv. Auch seine Vorliebe für das Motiv des Schiebens des Förderwagens als Ausdruck der mühseligen Grubenarbeit ist zu erkennen. Eine unbeeendete Arbeit, ein Hochrelief mit einem Bergmann, der an der Grubensohle schrämmt, gehört ebenfalls zu den Holzplastiken Vidas aus dem Jahre 1948.

1956 beendet Vida Géza das Standbild des Bergmanns mit dem Abbauhammer, das im Unterschied zu den anderen Arbeiten aus Stein gehauen ist. In der Zeitspanne 1959–1961 entfernt sich Vida nicht von diesem Motiv. Er ist zugleich bestrebt, andere Momente aus der Arbeit der Grubenarbeiter zu erfassen.

In den sechziger Jahren widmete Vida seine ganze Energie und Schöpfungsgabe einigen monumentalen Werken. Der Entwurf und die Ausführung der „Märtyrer von Moisei“ (1966), der wiederholte Entwurf für den „Fürsten Gelu“ (1967) gehören zu diesen Arbeiten. Doch die Problematik zur Frage des Alltagslebens des Bergmannes wurde inzwischen vertieft. Von nun an bekommen auch abstrakte Begriffe aus dem Leben der maramureschen Grubenarbeiter durch den Meißel des Holzschnitzers Gestalt. Der „Berggeist“ erhält in der Auffassung des Künstlers verschiedene Formen, expressionistisch gestaltet. Er stellt sich den „Berggeist“ einmal als „Berggnom“, dann als die „Vilva băilor“, die der allgemeinen allegorischen Auffassung des „Berggeistes“ am meisten entspricht, und sogar als „Bergmann mit Totenkopf“ vor. Der Schutzpatron der Grubenarbeiter erscheint sozusagen ganz laizisiert in Vidas Plastiken unter dem Namen „Varvara“, wie sie unter den orthodoxen Glaubensanhängern eigentlich bekannt ist.

Auch unter den letzten Arbeiten Vidas fehlt das ihm immer so nahegelegene Motiv, der Bergmann vor Ort, nicht. 1979, also ein Jahr vor seinem Tod, am 11. Mai 1980, führt er für seinen ebenfalls aus den Reihen der Grubenarbeiter hervorgegangenen Nachbarn, István Kert, ein Hochrelief aus, das dessen Tor schmückt.

Dr. Volker Wollmann, Straubing